

W E S T E N D

TOM BURGIS

DER FLUCH DES REICHTUMS

**Warlords, Konzerne, Schmuggler und
die Plünderung Afrikas**

Übersetzt von Michael Schiffmann

WESTEND

Die Originalausgabe erschien in Großbritannien 2015 unter dem Titel *The Looting Machine* im Verlag William Collins, eine Verlagsmarke von HarperCollinsPublishers, 1 London Bridge Street, London SE1 9GF, WilliamCollinsBooks.com

Gleichzeitig veröffentlicht in den Vereinigten Staaten 2015 von Public Affairs™, einem Mitglied der Perseus Books Group.

Copyright © Tom Burgis 2015

All rights reserved.

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-148-9

© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2016

Umschlag: Buchgut Berlin

Satz: Publikations Atelier, Dreieich

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

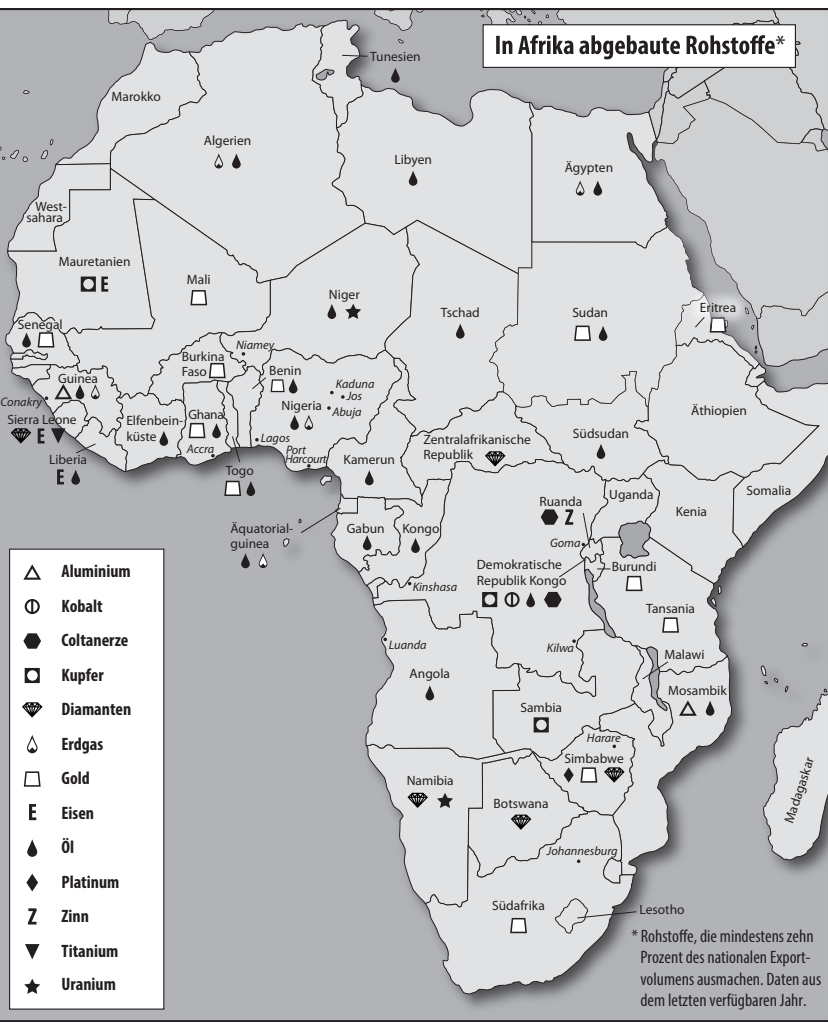
Printed in Germany

Inhalt

Vorbemerkung des Autors	9
Einleitung: Der Fluch des Reichtums	12
1 Die Futungo GmbH	21
2 »Es ist verboten, im Park zu pissen«	44
3 Brutstätten der Armut	82
4 Guanxi	105
5 Wenn Elefanten kämpfen, wird das Gras zertrampelt	131
6 Eine Brücke nach Beijing	164
7 Finanzen und Cyanid	194
8 Gott hat nichts damit zu tun	223
9 Schwarzes Gold	263
10 Die neuen Geldkönige	275
Epilog: Komplizenschaft	305
Illustrationsnachweis	308
Danksagung	309
Anmerkungen	312

Für meine Mutter und meinen Vater – und ihren Küchentisch

In Afrika abgebaute Rohstoffe*



Vorbemerkung des Autors

Ende des Jahres 2010 begann ich plötzlich, mich krank zu fühlen. Zuerst schrieb ich meinen andauernden Brechreiz einem Malariaanfall und einer Darmverstimmung zu, die ich mir einige Monate zuvor bei einer Reise zur Berichterstattung über die Wahlen in Guinea geholt hatte, aber das Gefühl der Übelkeit erwies sich als hartnäckig. Ich flog zurück nach Großbritannien, ursprünglich, um eine Woche Pause zu machen, bevor ich meinen Bericht in Lagos, der nigerianischen Mega-Stadt, in der ich Westafrika-Korrespondent der *Financial Times* war, abschließen würde. Ein Arzt schleuste eine Filmkamera durch meine Speiseröhre und fand nichts. Ich konnte nachts nicht mehr schlafen. Ich schreckte bei jedem Geräusch hoch und brach oft grundlos in Tränen aus. Am Ende der Woche war ich auf dem Weg zu einem Laden, um mir eine Zeitung für die Zugfahrt zum Flughafen zu kaufen, als meine Beine unter mir nachgaben. Ich verschob meinen Flug und ging zu einem weiteren Arzt, der mich an einen Psychiater überwies. Im Sprechzimmer dieses Psychiaters begann ich zu erzählen, dass ich mich erschöpft und verwirrt fühlte, und brach bald in unkontrollierbares Schluchzen aus. Der Psychiater erklärte mir, ich habe eine schwerwiegende Depression und müsse sofort in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen werden. Dort wurde ich auf Diazepam, ein Medikament gegen Ängste, und Antidepressiva gesetzt. Nach ein paar Tagen im Krankenhaus wurde klar, dass es außer der Depression noch etwas anderes gab, das mich quälte.

Einhalb Jahre zuvor war ich von Lagos nach Jos gefahren, eine Stadt an der Grenzlinie zwischen dem vorwiegend muslimischen Norden und dem weitgehend christlichen Süden Nigerias, um über einen Ausbruch ethnischer Gewalt zu berichten. Ich kam zu einem Dorf am Stadtrand, nicht lange nachdem ein Mob die Häuser samt ihrer Bewohner, darunter Kinder und ein Säugling, in Brand gesteckt hatte. Ich machte Fotos, zählte die Leichen und lieferte meinen Be-

richt ab. Nach ein paar Tagen, während derer ich versuchte, die Gründe für das Gemetzel zu verstehen, reiste ich ab, um mich an meinen nächsten Auftrag zu machen. Wenn im Lauf der folgenden Monate Leichen vor meinem inneren Auge auftauchten, verdrängte ich sie instinktiv, da ich nicht in der Lage war, sie mir anzusehen.

Die Gespenster von Jos erschienen am Fußende meines Krankenhausbettes. Die Frauen, die in einen Brunnen geworfen worden waren. Der alte Mann mit dem gebrochenen Genick. Das Baby – immer wieder das Baby. Und wenn die Gespenster kamen, blieben sie. Der Psychiater und ein Therapeut, der mit der Armee zusammengearbeitet hatte, beides kluge und freundliche Männer, machten sich an die Therapie dessen, was als Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) bezeichnet wird. Einer meiner Freunde, der selbst etliche schreckliche Dinge gesehen hat, ist auf eine Metapher gekommen, mit deren Hilfe sich PTBS vielleicht besser verstehen lässt. Er vergleicht das Gehirn mit einem dieser tragbaren Golflöcher, mit denen Golfspieler das Putten üben. Normalerweise rollt der Ball problemlos in das Loch, und ein Erlebnis nach dem anderen wird verarbeitet und im Gedächtnis gespeichert. Aber dann geschieht etwas Traumatisches – ein Autounfall, ein Überfall, eine Gräueltat –, und der Ball fällt nicht ins Loch. Er springt im Gehirn herum und richtet Schaden an. Angst baut sich auf, bis sie alles andere überwältigt. Lebendig und von ganz tief unten lodert die Erinnerung ins Bewusstsein, manchmal ohne besonderen Grund, manchmal ausgelöst durch eine Assoziation – im meinem Fall etwa ein gewalttätiger Film oder alles, was nach Verbranntem aussieht.

Meine Familie und meine Freunde hielten mich unerschütterlich über Wasser. Glücklicherweise gab es während meiner sechs Wochen in der psychiatrischen Abteilung auch Augenblicke des schwarzen Humors. Als der BBC-Moderator, der die Zuschauer zum Bericht des Senders über die Hochzeit von Prinz William und Kate Middleton begrüßte, dem Publikum erklärte: »Sie werden sich für den Rest ihres Lebens daran erinnern, wo Sie an diesem Tag waren«, brach das Auditorium von Süchtigen und Depressiven im Patientenzuschauerraum in einen Chor sarkastischen Gelächters und erfinderischer, an den Bildschirm gerichteter Beleidigungen und Beschimpfungen aus.

Die Behandlung von PTBS ist ebenso simpel wie brutal. Wie jemand mit einer Spinnenphobie, dem zuerst die Zeichnung, dann ein Video einer Spinne gezeigt und der dann schrittweise mit echten Spinnen

konfrontiert wird, bis er imstande ist, eine Tarantel zu streicheln, versuchte ich, mich den Erinnerungen aus Jos zu stellen. Lediglich ausgerüstet mit ein paar tröstlichen Gerüchen – von Kamille und einer alten, sandbefleckten Tube Sonnencreme, die mich beide an glückliche Kindheitstage erinnerten –, schrieb ich meine Erinnerungen an das auf, was ich gesehen hatte, und weinte buchstäblich aufs Papier, während der Therapeut mich sanft dazu aufforderte, weiterzumachen. Dann las ich Tag für Tag laut vor, was ich geschrieben hatte, wieder und wieder und wieder und wieder.

Langsam ließ der Terror nach. Was er zurückließ, waren Schuldgefühle. Ich glaubte, so leiden zu müssen wie die, die gestorben waren – und wenn schon nicht auf die gleiche Art und Weise, dann doch zumindest genauso viel. Die Tatsache, dass ich am Leben war, wurde zu einer nicht wieder gutzumachenden Schuld gegenüber den Toten. Erst nach einigen Monaten kam der Tag, an dem mir klar wurde, dass ich vor einer Wahl stand: Würde mich eine Jury von meinesgleichen – nicht der strenge Richter meiner Vorstellungsbilder – für schuldig befinden, wenn ich wegen der Schlächtereie in Jos vor Gericht gestellt würde? Ich entschied mich, Frieden mit mir zu machen, und dafür, die Gespenster ruhen zu lassen.

Das war allerdings kein kompletter Freispruch. Ich hatte berichtet, »ethnische Rivalitäten« hätten die Massaker in Jos ausgelöst, was auch tatsächlich der Fall gewesen war. Aber Rivalitäten wegen was? Die 170 Millionen Einwohner Nigerias sind zum größten Teil extrem arm, aber ihr Land ist in zumindest einer Hinsicht geradezu märchenhaft reich: Die Exporte von nigerianischem Rohöl generieren jedes Jahr Einkünfte von zig Milliarden Dollar.

Ich begann, den roten Faden zu sehen, der ein Massaker in einem abgelegenen afrikanischen Dorf mit den Freuden und Bequemlichkeiten verbindet, die wir in den reicheren Teilen der Welt genießen. Er zieht sich durch die globalisierte Wirtschaft, von Kriegsgebieten bis zu den Gipfeln von Macht und Reichtum in New York, Hongkong und London. Dieses Buch ist mein Versuch, diesem Faden zu folgen.

Ein eingefrorener Moment, in dem jeder sieht, was sich am Ende jeder Gabel befindet.

– WILLIAM BURROUGHS, *Naked Lunch*

Einleitung: Der Fluch des Reichtums

Gegenüber der Aktienbörse in New York, an einem Ort, der auf dem Informationsschild für Touristen als »Kreuzweg der Weltfinanzen« bezeichnet wird, ruft die stattliche Steinfassade der Wall Street Nr. 23 die Macht des Mannes in Erinnerung, dessen Bank das Gebäude seit 1913 beherbergte, nämlich J.P. Morgans, des kapitalistischen Titanen der USA. Die Außenansicht des Hauses kommt auch öfter in Hollywoodfilmen vor – so war sie etwa 2012 in *The Dark Knight Rises* in der Rolle der Aktienbörse Gotham Citys zu sehen –, doch als ich Ende 2013 dort war, lag der rote Teppich schmutzig und durchnässt in dem Nieselregen, der vom Atlantik hereingeweht kam. Durch die schmierigen Scheiben der verschlossenen Eisentore konnte man im entkernten Inneren des Baus, in dem früher ein riesiger Kronleuchter geglitzert hatte, nur ein paar Neonröhren, mit Sperrholzplatten verschaltete Treppenaufgänge und ein leuchtendes rotes Schild erkennen, auf dem »Ausgang« stand.

Ungeachtet seines Verfalls bleibt Wall Street Nr. 23 ein Emblem der Elite, eine Trophäe im unbeständigen Spiel des internationalen Handels. Die Adresse seiner jetzigen Besitzer ist ein Büro im zehnten Stock eines Wolkenkratzers in Hongkong. Queensway Nr. 88 war ehemals ein Standort von Kasernen der britischen Armee, aber heute stehen dort die verspiegelten Türme des Pacific Place, von denen grelles Sonnenlicht auf das Finanzviertel der Stadt zurückgestrahlt wird. Die luxuriöse Einkaufspromenade im Parterre ist gegen die draußen herrschende feuchte Hitze klimatisiert und von Designerboutiquen gesäumt: Armani, Prada, Chanel, Dior. Das Shangri-La Hotel, das die obersten Stockwerke des zweiten der sieben Türme des Pacific Place einnimmt, bietet Suiten zum Preis von 10 000 Dollar pro Nacht an.

Da ist das erwähnte Büro im zehnten Stockwerk wesentlich unauffälliger. Dasselbe gilt für die kleine Gruppe von Männern und Frauen,

die es als eingetragene Adresse für sich selbst und ihr Netz von Unternehmen nutzen. Unter denen, die sich die Aufgabe gestellt haben, den Werdegang dieser Leute zu verfolgen, sind sie inoffiziell als »Queensway Group« bekannt.¹ Ihre Interessen, die sie mittels eines Geflechts komplexer Konzernstrukturen und geheimer Offshore-Konstruktionen verfolgen, reichen von Moskau bis Manhattan und von Nordkorea bis Indonesien. Neben chinesischen Staatskonzernen gehören BP, Total und andere westliche Ölgesellschaften sowie das riesige, in einer schweizerischen Stadt angesiedelte Terminhandelshaus Glencore zu ihren Geschäftspartnern. Doch vor allem basieren das Vermögen und der Einfluss der Queensway Group auf den Rohstoffen, die in Afrika unter der Erde liegen.

Etwa gleich weit entfernt von der Wall Street 23 in New York und Queensway 88 in Hongkong, nämlich etwa siebentausend Meilen, erhebt sich ein dritter Wolkenkratzer. Das goldene Bauwerk im Zentrum von Angolas Hauptstadt Luanda ist fünfundzwanzig Stockwerke hoch und bietet einen weiten Blick über die Bucht, in der das südliche Afrika an den Atlantik grenzt. Offiziell heißt es CIF Luanda One, aber die Ortsansässigen nennen es das Tom-und-Jerry-Gebäude, wegen der Comics, die 2008 während der letzten Bauarbeiten auf die Außenmauern projiziert wurden. Im Inneren befinden sich ein Festsaal, eine Zigarrenbar – und die Büros der ausländischen Ölgesellschaften, die die gewaltigen Vorräte von Rohöl unter dem Meeresboden Angolas abzapfen.

Ein trutzig aussehender Posten wacht über den Eingang, über dem drei Flaggen wehen. Die erste ist die Angolas. Die zweite ist die Chinas, der aufsteigenden Macht, die Angola großzügig mit Straßen, Brücken und Eisenbahnlinien versorgt. Im Gegenzug wird China von dem Land mit so viel Öl beliefert, dass es damit ein Siebtel seines Importbedarfs decken kann, der zur Befuerung seines rasenden wirtschaftlichen Wachstums benötigt wird. Beide Flaggen ziert der fünfzackige gelbe Stern des Kommunismus, aber heute lassen sich die sozialistischen Ansprüche der Herrschenden in beiden Ländern kaum noch mit ihrem märchenhaften Reichtum vereinbaren.

Die dritte Flagge ist nicht die eines Landes, sondern die des Unternehmens, das den Turm bauen ließ. Vor einem weißen Hintergrund heben sich drei graue Buchstaben ab: CIF, die Abkürzung für China International Fund. CIF ist einer der sichtbareren Zweige des ge-

heimnisvollen multinationalen Netzwerks der Queensway Group. Zusammen bilden die drei Flaggen das Emblem einer neuen Art von Imperium.

Im Jahr 2008 nahm ich einen Posten als Johannesburg-Korrespondent der *Financial Times* an. Es waren Zeiten des Aufschwungs – oder zumindest waren sie es gewesen. Die Preise der Güter, die Südafrika und seine Nachbarn im Überfluss besitzen, waren seit der Jahrtausendwende unaufhaltsam gewachsen, da China, Indien und andere schnell wachsende Wirtschaften einen unersättlichen Hunger nach Rohstoffen entwickelten. In den neunziger Jahren lag der Durchschnittspreis für eine Unze Platin bei 470 US-Dollar.² Eine Tonne Kupfer wurde für 2 600 Dollar gehandelt, ein Fass Rohöl für 22. Doch bis 2008 hatte sich der Platinpreis auf 1 500 Dollar verdreifacht, während Kupfer nun das Zweieinhalbfache kostete, nämlich 6 800 Dollar. Der Ölpreis betrug mit 95 Dollar mehr als das Vierfache und erreichte im Juli 2008 sogar 147 Dollar pro Fass. Dann jagte sich das amerikanische Finanzsystem selbst in die Luft. Die Schockwellen erfassten die gesamte Weltwirtschaft und die Rohstoffpreise fielen in den Keller. Manager, Minister und forthin arbeitslose Minenarbeiter sahen entsetzt zu, wie das fahrlässige Verhalten von Bankern fernab der Szenerie das Einkommen aus dem Verkauf von Rohstoffen in Gefahr brachte, das das wirtschaftliche Lebensblut Afrikas bildete. Aber China und der Rest wuchsen weiter. Binnen weniger Jahre waren die Rohstoffpreise wieder so hoch wie vor der Krise. Der Boom begann von Neuem.

Ich bereiste ein Jahr lang das südliche Afrika und berichtete über Wahlen, Putsche und Korruptionsprozesse sowie über Versuche zur Linderung der Armut und das Schicksal der riesigen Bergbaugesellschaften in Johannesburg. 2009 siedelte ich nach Lagos um, um von dort aus zwei Jahre lang über das Pulverfass der Nationen Westafrikas zu berichten.

Es gibt etliche Theorien über die Ursachen von Armut und Unfrieden auf dem Kontinent, und viele davon behandeln die 900 Millionen Menschen und 48 Länder Subsahara-Afrikas – des Gebietes südlich der Saharawüste – als homogenen Block.³ Einige Theoretiker behaupteten, die Kolonialisten hätten Afrika ruiniert, und dann sei das Leid des Kontinents durch die Diktate der Weltbank und des Internationalen Währungsfonds noch verstärkt worden; andere wiederum hielten die

Afrikaner für »stammesfixiert« und unfähig, sich selbst zu regieren, und meinten, sie hätten eine natürliche Neigung zu Korruption und Gewalt. Wieder andere vertraten die Auffassung, Afrika gehe es eigentlich ganz gut, und das Problem sei, dass Journalisten, die nach Sensationsberichten jagten, und Wohltätigkeitsorganisationen, die bei ihren Spendern Mitleid erzeugen wollten, ein verzerrtes Bild des Kontinents zeichneten. Die daraus folgenden Rezepte waren ebenso verschieden und widersprüchlich wie die Diagnosen: Reduzierung der Staatsausgaben, um die Privatwirtschaft zu stimulieren, Reformierung des Militärs, Förderung »guter Regierungsführung«, Ermächtigung der Frauen, großangelegte Hilfsprogramme, erzwungene Öffnung der afrikanischen Märkte zwecks Eingliederung des Kontinents in die Weltwirtschaft.

Während die reiche Welt mit der Krise kämpfte, begannen Fachleute, Investoren und Entwicklungsexperten zu verkünden, im Gegensatz dazu sei Afrika im Aufstieg begriffen. Angeblich zeigten ökonomische Indikatoren, dass dank des starken Rohstoffmarktes eine wirtschaftliche Revolution stattfand, bei der eine expandierende Mittelklasse den afrikanischen Hang zum Konflikt durch zügellosen Konsum von Handys und teurem Whisky ersetzte. Aber eine derart optimistische Sicht war nur in einigen wenigen Gebieten des Kontinents gerechtfertigt. Bei meinen Reisen im Nigerdelta, der ölverseuchten Heimat der Ölindustrie Nigerias, oder in den rohstoffreichen Schlachtfeldern des östlichen Kongo kam ich zu dem Schluss, dass Afrikas reiche Vorräte an natürlichen Ressourcen nicht seine Rettung sind, sondern sein Fluch.

Seit mehr als zwanzig Jahren versuchen Wirtschaftswissenschaftler herauszufinden, welche Faktoren dazu führen, dass das Vorhandensein natürlicher Ressourcen solche Verheerungen anrichtet. »Paradoxiereise«, schrieben Macartan Humphreys, Jeffrey Sachs und Joseph Stiglitz von der Columbia University 2007, »ist es allzu oft so, dass solche Bodenschätze, ungeachtet der durch die Entdeckung und Förderung von Öl und anderen Rohstoffen erzeugten Aussichten auf Reichtum und neue Möglichkeiten, eine ausgeglichene und stabile Entwicklung eher behindern als fördern.«⁴ Analysten der Beraterfirma McKinsey haben berechnet, dass 69 Prozent der Menschen, die in extremer Armut leben, sich in Ländern befinden, in denen Öl, Gas und Mineralien eine dominante Rolle in der Wirtschaft spielen, und dass die Durchschnitts-

einkommen in diesen Ländern weit unter dem weltweiten Durchschnitt liegen.⁵ Die schiere Anzahl von Menschen in Armut, die in Staaten leben, von denen einige, gemessen an ihren natürlichen Ressourcen, zu den reichsten des Planeten gehören, ist schwindelerregend. Laut der Weltbank liegt der Anteil der Menschen in extremer Armut, also der Menschen, die von weniger als 1,25 Dollar am Tag leben müssen – angepasst an die Kaufkraft dieser kläglichen Summe in den jeweiligen Ländern –, in Nigeria bei 68 Prozent und in Angola bei 43 Prozent. Dabei sind diese beiden Länder der größte beziehungsweise der zweitgrößte Öl- und Gasproduzent Afrikas. In Sambia und dem Kongo, deren gemeinsame Grenze mitten durch den Kupfergürtel Afrikas schneidet, liegt der entsprechende Prozentsatz extremer Armut bei 75 Prozent beziehungsweise 88 Prozent. Verglichen damit leben 33 Prozent der Inder, 12 Prozent der Chinesen, 0,7 Prozent der Mexikaner und 0,1 Prozent der Polen in extremer Armut.

Das Phänomen, das viele Ökonomen als den »Ressourcen-Fluch« bezeichnen, liefert natürlich keine universale Erklärung für Krieg und Hunger in Afrika oder anderswo: Korruption und ethnische Gewalt gibt es auch in solchen afrikanischen Ländern, in denen die Ressourcenindustrie nur ein relativ unbedeutender Teil der Wirtschaft ist, wie etwa in Kenia. Auch ist nicht jedes rohstoffreiche Land zum Unheil verdammt: man denke dabei nur an Norwegen. Aber in der Mehrzahl der Fälle finden in Ländern, in denen die mineralgewinnende Industrie – der Name, unter dem das Öl- und Minengeschäft bekannt ist – die Wirtschaft dominiert, höchst unerfreuliche Dinge statt. Während Dollars zum Kauf von Rohstoffen ins Land strömen, wird der Rest der Wirtschaft deformiert. Die Einkünfte, die die Regierungen aus den Ressourcen ihrer Länder beziehen, werden nicht verdient: Die Staaten tun nichts weiter, als ausländischen Unternehmen die Lizenz zur Förderung von Öl oder dem Schürfen nach Erzen zu geben. Diese Sorte Einkommen wird als »wirtschaftliche Rente« bezeichnet und führt selten zu gutem Management. Aber es ist eine Geldgrube für die, die die Kontrolle über den Staat ausüben. Im Extremfall bricht der ungeschriebene Vertrag zwischen Regierenden und Regierten zusammen, weil die Herrschenden zur Finanzierung von Staat und Regierung nicht auf die Besteuerung und daher auch nicht auf die Zustimmung der Menschen angewiesen sind.

Da sie der Bevölkerung nicht verpflichtet sind, tendieren rohstofffinanzierte Regimes dazu, das Nationaleinkommen für Dinge auszuge-

ben, die ihren eigenen Interessen dienen. Die Bildungsausgaben sinken, während die Militärbudgets immer größer werden.⁶ Die Rohstoffindustrie erzeugt fast automatisch Korruption. Die Kleptokratie, bei der Regieren und Diebstahl ein und dasselbe sind, blüht und gedeiht. Wer einmal an der Macht ist, hat kaum einen Anreiz, sie wieder abzugeben. Eine Wirtschaft, die auf einem zentralen Geldtopf von Rohstoffeinnahmen basiert, ist Nährboden für eine Politik der »starken Männer«. Die vier am längsten an der Macht befindlichen Staatsschefs der Welt – Teodoro Obiang Nguema in Äquatorialguinea, José Eduardo dos Santos in Angola, Robert Mugabe in Simbabwe und Paul Biya in Kamerun – sind alle Präsidenten öl- oder mineralienreicher afrikanischer Staaten. Zusammengekommen waren sie 2015 136 Jahre lang an der Macht.

Von Russlands ölfinitzierten Oligarchen bis zu den Konquistadoren, die vor Jahrhunderten Silber und Gold Lateinamerikas plünderten, haben Rohstoffrenten immer zur Konzentration von Reichtum und Macht in den Händen einiger weniger geführt. Sie erzeugen das, was Said Djinnit, ein algerischer Politiker, der als Spitzenbeamter der UN in Westafrika bei einer ganzen Reihe von Putschen als Vermittler gedient hat, »einen Überlebenskampf auf höchstem Niveau« nennt.⁷ »Überleben« bedeutet Kontrolle über die Geldtöpfe. Oft bedeutet es, dass andere sterben müssen.

Der Ressourcenfluch wirkt nicht nur in Afrika, hat aber auf diesem Kontinent, der zugleich der ärmste und, möglicherweise, auch der reichste ist, die verheerendsten Konsequenzen.

Afrika hat 13 Prozent der Weltbevölkerung, generiert aber nur zwei Prozent des weltweiten Bruttoinlandsproduktes. Hier lagern 15 Prozent der Rohölvorräte, 40 Prozent des Goldes und 80 Prozent des Platins des Planeten – und all diese Schätzung sind vermutlich zu niedrig, da Afrika bisher weniger gründlich exploriert wurde als andere Kontinente.⁸ Die reichhaltigsten Diamantenminen befinden sich in Afrika, außerdem aber auch bedeutende Vorräte an Uran, Kupfer, Eisenerz, Bauxit (das zur Herstellung von Aluminium verwendet wird) und praktisch jeder andere aus einem vulkanischen Boden hervorgegangene Rohstoff. Einer Berechnung zufolge beherbergt Afrika etwa ein Drittel aller Kohlenstoff- und Mineralressourcen der Welt.⁹

Außenstehende sehen in Afrika oft die Nemesis der Nächstenliebe und als Kontinent, der unaufhörlich weitere Hilfe schluckt, selbst aber wenig zur Weltwirtschaft beiträgt. Doch bei näherer Betrachtung sieht

die Beziehung zwischen Afrika und dem Rest der Welt ganz anders aus. Im Jahr 2010 betrug der Wert der Brennstoff- und Mineralexporte aus Afrika 333 Milliarden Dollar, mehr als das Siebenfache der Wirtschaftshilfe, die in den Kontinent floss. Nicht eingerechnet sind dabei die riesigen Summen, die durch Korruption und Steuertricks aus Afrika geschmuggelt werden.¹⁰ Aber das Missverhältnis zwischen dem Leben dort, wo diese Ressourcen lagern, und dem Leben dort, wo man sie konsumiert, gibt schon einen Hinweis darauf, wohin die Gewinne des Öl- und Minengeschäfts gehen – und warum die meisten Afrikaner immer noch kaum genug zum Leben haben. Auf jede Frau in Frankreich, die bei einer Entbindung stirbt, kommen im Wüstenland Niger, einer der Hauptquellen des Urans, das der auf Atomstrom basierenden Wirtschaft Frankreichs als Brennstoff dient, einhundert Entbindungstote. Bürger Finnlands oder Südkoreas haben eine durchschnittliche Lebenserwartung von achtzig Jahren und werden von Volkswirtschaften ernährt, deren Spitzenunternehmen Nokia beziehungsweise Samsung sind, die beiden größten Handyhersteller der Welt. Wenn man jedoch zufällig in der Demokratischen Republik Kongo geboren wird, der Heimat einiger der größten Mineralvorkommen der Welt, die unentbehrlich für die Herstellung von Handybatterien sind, kann man sich bereits glücklich schätzen, wenn man mehr als fünfzig wird.

Die Frachtladungen afrikanischen Öls und Erzes gehen an viele Orte, hauptsächlich in Nordamerika, Europa und in wachsendem Maß in China, doch zunächst werden die natürlichen Ressourcen des Kontinents auf dem Weltmarkt gehandelt, wo Händler in New York, London und Hongkong die Preise festlegen. Wenn Südafrika weniger Gold, Nigeria weniger Öl oder der Kongo weniger Kupfer exportiert, steigt der Preis für alle Käufer. Handelsrouten verändern sich: So hat die wachsende heimische Produktion von Schiefergas in den USA in den letzten Jahren zu einer Verringerung der Importe von nigerianischem Öl geführt, was wiederum dazu führte, dass mehr Öl nach Asien geliefert wurde. Der Anteil am weltweiten Angebot ist dennoch so hoch, dass jede vierzehnte Tankfüllung aller Autofahrer weltweit ein Endprodukt afrikanischen Rohöls ist.¹¹ Ebenso befindet sich in jedem fünften Mobiltelefon der Welt ein kleines Stückchen Tantal aus dem Ödland im östlichen Kongo.

Afrika ist nicht nur außerordentlich reich an natürlichen Ressourcen, sondern auch außerordentlich abhängig von ihnen. Der Internati-

onale Währungsfonds definiert ein Land als »rohstoffreich« – als Land, das Gefahr läuft, dem Ressourcenfluch zum Opfer zu fallen –, wenn die Exporte zu mehr als einem Viertel aus Rohstoffen bestehen. In diese Kategorie fallen mindestens zwanzig afrikanische Länder.¹² Rohstoffe machen elf Prozent der Exporte Europas aus, zwölf Prozent der Ausfuhren Asiens und 15 Prozent derer Nordamerikas. In Lateinamerika sind es 42 und in Afrika 66 Prozent – etwas mehr als in den Staaten der ehemaligen Sowjetunion und etwas weniger als im Nahen Osten.¹³ Öl und Gas machen 97 Prozent der Exporte Nigerias und 98 Prozent der Exporte Angolas aus, und in Angola besteht der Rest zum größten Teil aus Diamanten.¹⁴ Als die Preise für diese Güter in der zweiten Hälfte des Jahres 2014 zu fallen begannen, wurde diese Abhängigkeit der Rohstoffstaaten Afrikas offensichtlich: Der vorherige Boom hatte zu verschwenderischen Ausgaben und Kreditaufnahmen angeregt, und die Aussicht auf ein starkes Sinken der Rohstoffrenten ließ die Staatshaushalte Nigerias, Angolas und anderer Länder mit einem Mal höchst prekär aussehen.

Der Ressourcenfluch ist nicht einfach irgendein bedauerliches wirtschaftliches Phänomen oder Produkt ungreifbarer Kräfte. Tatsächlich ist das, was in den afrikanischen Rohstoffstaaten vor sich geht, eine systematische Plünderung. Genau wie die Opfer kann man auch die Nutznießer beim Namen nennen. Die Plünderung des südlichen Afrikas begann im neunzehnten Jahrhundert, als Expeditionen von Siedlern, imperialen Gesandten, Rohstoffjägern, Kaufleuten und Söldnern von der Küste aus ins Landesinnere vordrangen. Ihr Verlangen nach kostbaren Mineralien wurde durch die Diamanten und das Gold entfacht, die im Umfeld des Vorpostens gefunden wurden, den sie in Johannesburg gegründet hatten. Entlang der Atlantikküste Afrikas waren die Händler bereits unterwegs und verluden Sklaven, Gold und Palmöl. Ab Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts begann der Ölboom in Nigeria. Während die europäischen Kolonialisten abzogen und die afrikanischen Staaten ihre Unabhängigkeit gewannen, verfolgten die gigantischen Konzerne der Rohstoffindustrie weiter ihre Interessen. Trotz aller für den Beginn des neuen Jahrtausends kennzeichnenden technologischen Fortschritte – und trotz der dämmernden Einsicht in den enormen Schaden, den fossile Brennstoffe dem Planeten zufügen – bleiben die Ressourcen, die sich in solchem Überfluss in Afrika vorfinden, unentbehrlicher Bestandteil der Weltwirtschaft.

Die Kapitäne der Öl- und Bergbauindustrie, die etliche der reichsten multinationalen Konzerne umfasst, sehen sich nicht gern als Teil des Problems. Einige betrachten sich als die Lösung. »Die Hälfte des weltweiten Bruttoinlandsprodukts basiert auf Rohstoffen«, verkündete Andrew Mackenzie – der Vorstandsvorsitzende der größten Bergbaugesellschaft der Welt, BHP Billiton – bei einem Dinner für fünfhundert führende Vertreter des Gewerbes im Londoner Club »Lord's Cricket Ground« 2013. »Ich würde sogar behaupten: Das gilt für das gesamte BIP«, so Mackenzie weiter. »Das ist das hehre Ziel unserer Branche: Wir wollen das wirtschaftliche Wachstum liefern, das hilft, Millionen, wenn nicht Milliarden aus der Armut zu befreien.«¹⁵

Der Abbau von Rohstoffen muss nicht unbedingt Plünderung bedeuten. Es gibt viele Angestellte der Bergbau- und Ölindustrie und ganze Unternehmen, deren Ethos und Verhalten ganz anders sind als die der Plünderer. Viele der zahlreichen Manager, Geologen und Finanziers der Rohstoffindustrie, die ich getroffen habe, sind überzeugt, dass sie tatsächlich einem »hehren Ziel« dienen – und etliche von ihnen haben triftige Gründe für die Behauptung, ohne ihre Bemühungen sähe es noch viel schlechter aus. Gleiches gilt für jene afrikanischen Politiker und Beamten, die sich bemühen, die Rohstoffe ihrer Länder zu nutzen, um ihre Landsleute von ihrer Not zu befreien. Doch bis jetzt ist die Maschinerie, die Afrika ausplündert, noch mächtiger als sie alle.

Diese Plünderungsmaschine wurde modernisiert. Wo einst gewaltsam aufgezwungene Verträge Afrikaner um ihr Land, ihr Gold und ihre Diamanten brachten, zwingen heute Heerscharen von Anwälten der Öl- und Bergbaugesellschaften mit Hunderten von Milliarden Dollar Jahresumsatz afrikanischen Regierungen groteske Bedingungen auf und nutzen dann Steuerlöcher, um die mittellosen Länder um ihre Einnahmen zu betrügen. An die Stelle der alten Imperien sind verborgene Netze von multinationalen Unternehmen, Zwischenhändlern und afrikanischen Potentaten getreten. Diese Netze verschmelzen staatliche und unternehmerische Macht. Sie fühlen sich keiner Nation verpflichtet, sondern gehören zu den transnationalen Eliten, die mit der Ära der Globalisierung aufgeblüht sind. Vor allem anderen dienen sie ihrer eigenen Bereicherung.